



Fehmarnsche Geschichten

erdichtet von Martin Grahl

Diese Geschichten sind natürlich nicht wahr, historisch völlig unmöglich, aber könnte es dennoch vielleicht so oder ähnlich gewesen sein? Zwei uralte Gräber an der Nordseite der Petersdorfer Kirche gibt es tatsächlich, verborgen in scheinbaren Stützpfeilern. Auch gibt es das alte Uhrgewicht aus Feldstein im Bannesdorfer Kirchturm, die Sonnenuhr an der Südwand und die Reste der schmiedeeisernen Turmuhr in Landkirchen. An der Eibe, gegenüber dem Pastorat in Petersdorf, dem vielleicht älteste Baum der Insel, liegt ein Stein mit dem Abdruck eines großen Paarhufers. Und die Pilgerglocke aus dem Mittelalter läutet seit Jahrhunderten alle Tage in Bannesdorf. So wird aus Abend und Morgen auf Fehmarn ein neuer Tag, wie es seit Schöpfungstagen geschieht. „Und so lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ An diesen Bund Gottes mit uns erinnert der Regenbogen. Schafe laufen wirklich viele über die Deiche. Und Wasser haben wir reichlich, auf der meerumschlungenen Insel. „Fehmarn“ könnte auf slawisch bedeuten: „Im Meer“. Aber das glaubt auch schon wieder irgendwer nicht.

Text: Pastor Martin Grahl

Bilder: Corinna Grahl

Fehmarn 2019

Der Peterwichtel



Vor etwa 800 Jahren hatte ein dänische König einigen seiner treuen Ritter Land auf Fehmarn gegeben. Lange genug hatten sie für ihn gestritten, nun sollten sie das Schwert mit der Pflugschar tauschen und statt auf Pferden zu reiten, hinter ihnen auf dem Acker einhergehen.

Einer von ihnen war Peter. Er war sogar im Heiligen Land gewesen, dem Land Jesu. Nun verbrachte er seine alten Tage auf der friedlichen

Insel Fehmarn, der südlichsten des dänischen Königreiches.

Kreuzfahrer, nun Inselbauer Peter träumte immer noch vom Heiligen Land. Er hatte sein Schwert dort nicht brauchen müssen und war dankbar dafür. Gern erinnerte er die altherwürdigen Kirchen von Bethlehem, Nazareth und Jerusalem.

Und so begann er eine kleine Backsteinkirche auf seinem Grund und Boden zu bauen, - vier

Gewölbe lang. Die Kirche glich einer kleinen Burg, nur dass es da keine Waffen gab, sondern Kerzen. Da hörte man keine Kampfgesänge, sondern gesungene Gebete. Das war der Anfang von Petersdorf um 1230.

Lange schon war Peter gestorben. Seine KIndeskinder spielten um die Kirche herum und man hatte große Pläne mit dem Kirchlein. Das Dorf wuchs, als wollte es eine Stadt werden. Handwerker hatten sich eingefunden. Man hielt selbst Gericht am Ort und stolze Gilden träumten von einer goldenen Zukunft. Das Kirchlein war ihnen zu klein geworden. Doppelt so breit sollte das Hauptschiff sein, mit weiten Gewölben. Einen Altarraum bauten sie, mächtiger als jedes Bauernhaus.

Eine große Basilika sollte aus dem Kirchlein werden, zweimal so breit als bisher und vor allem höher. Die Gildemeister dachten vielleicht sogar an einen hohen Turm, den man weit übers Meer sehen sollte. Aber mitten im Bau ging es nicht mehr weiter. Im Norden des alten

Kirchleins lag das Grab von Ritter Peter. Niemand traute sich, das Grab fortzunehmen. Immer, wenn man begann, den Fundamentgraben drum herum auszuheben, schloss sich die Erde über Nacht wieder. Jemand wollte ein kleines Männlein gesehen haben, das in der Dunkelheit eifrig zuschaukelte, was am Tag aufgerissen worden war. Siebenmal geschah das, dann gaben sie auf. Es wurde nichts aus der großen erträumten Basilika. Der Peterwichtel hatte es verhindert.

Darum leben wir hier nun nicht in Peterstadt oder gar – Petersburg, sondern in Petersdorf. Und manchmal, nachts so zwischen drei und vier, hört man den kleinen Peterwichtel fröhlich singend durch die Straßen ziehen. Aber dafür muss man die Augen schließen, sehr leise sein und tief träumen. Denn das wollte der Peterwichtel: Einen ruhigen, friedlichen Ort, in dem man nicht gegeneinander kämpft, sondern zur Ruhe kommt nach all der Mühe des Lebens.

Die Sonnenuhr von Bannesdorf



Habt ihr die Sonnenuhr an der Bannesdorfer Kirche schon entdeckt? Sie befindet sich an der Südseite bei der Priestertür und scheint noch nicht so alt zu sein, denn auf ihr sind exakt die Ortskoordinaten eingeritzt:

54° 29' N, 11° 13' O.

Die Bannesdorfer Sonnenuhr hat eine Geschichte, die hier und jetzt erzählt werden soll.

Es gab noch nicht immer Turmuhren, gerade Dorfkirchen konnten sich so ein teures Gerät zunächst nicht leisten. In Bannesdorf machte man es sich einfach, man hielt die Ohren gespitzt, denn im reichen Burg und der größeren Kirche dort gab es sogar eine astronomische Uhr. Und auf die sah der Nikolaikirchenküster, als Bürger immer wohl gekleidet, Tag für Tag gespannt. Er wusste immer

ganz genau, wann die Glocken zu den Gottesdiensten zu läuten waren.

Damals betete und sang man miteinander nicht nur am Sonntagvormittag. Man tat das täglich dreimal. Der Priester kam dann mit seinem Diakon herbei. Küster halfen beim Singen und Beten, und irgendjemand aus Dorf oder Stadt war auch immer mit dabei. Kann man denn seine Zeit besser verbringen, als der Seele etwas Zeit zu geben, sich auf ihren Grund zu besinnen?

Also, wenn in Burg St. Nikolai die Glocken anschlügen, standen schon in Bannesdorf und Landkirchen die Küster bereit und beeilten sich, es ihr in Johanni und Petri auf den Dörfern gleichzutun. Und kaum war in Landkirchen der erste Ton erklungen, zog auch im Kirchturm von Petersdorf der Küster am Glockenseil.

Nun war der Küster von Bannesdorf in die Jahre gekommen. Sein Gehör ließ allmählich etwas nach. Besonders, wenn Nebel die Töne verschluckte, müssen sich die Engel über Fehmarn gewundert haben, dass der Gesang in den Kirchen so ungleichzeitig erklang.

Der Küster von Bannesdorf hatte einen Sohn, gerade mal 13 Jahre alt, der hieß Jost und war ein pfiffiges Bürschchen. Er wollte seinem Vater

helfen, denn der Priester wurde schon ungeduldig und fragte umher, ob jemand im Dorf vielleicht noch besser hören könne.

Jost ging zum Schmied und bat ihn um einen langen Nagel. Seinem Vater verriet er nichts davon. Der Schmied, der schon lange einen fähigen Gesellen suchte, sagte: Den musst du dir schon alleine zurechtschlagen. Jost tat es, und wie der Schmied es erhofft hatte, fand er Gefallen an dieser Arbeit. Jost nahm den langen, selbst geschmiedeten Nagel und schlug ihn vorsichtig in die Südmauer der Kirche zwischen die Steine in den Mörtel. Dann zog er mit einem Kreidestein seine Linien, je nachdem, wie in Burg geläutet wurde. So entstand die erste Kirchenuhr von Bannesdorf.

Der Priester bemerkte den Nagel nicht, aber Josts Vater. Und er lachte gutmütig: Das ist lieb von dir, mein Sohn, aber wenn die Sonne scheint, höre sogar ich noch den Glockenklang von Burg. Und im dunklen Winter sagt mir deine kleine Uhr morgens und abends auch nichts. Da ging Jost zum Priester und fragte ihn, warum das Kirchspiel sich keine mechanische Uhr leisten könne. Warum wohl! Dazu gehört so viel Geld, und das haben wir nicht! Allein die Gewichte, so viel Eisen! Frag den Schmied, wie viel das allein

schon kostet. Und die Handwerker in Burg können das auch nicht, so ein kompliziertes Ding bauen mit all den Rädern und vielen Zähnen. Das können nur die in Lübeck, aber weißt du, was die dafür verlangen?

Da kam für Jost der Tag der Firmung. Dafür reiste der Bischof von Odense übers Meer nach Fehmarn. Jost erzählte ihm von seiner Not. Eine Uhr kann ich euch nicht bezahlen, denn dann wollen die anderen Kirchen auch gleich eine haben. Aber ich gebe dir hier drei Silbertaler. Sieh zu, was du mit diesen Talenten anfangen kannst, Sohn des Küsters im Norderkirchspiel!

Und so nahm Jost am Tag nach der Firmung sein Säckel und ließ sich aufs Festland übersetzen, wanderte in die große Stadt an der Trave mit den stolzen Türmen und ging bei einem Uhrmacher in die Lehre. Er lernte, so genau und präzise zu schmieden, wie es nötig ist, um eine Turmuhr bauen zu können. Nach drei Jahren kam er wieder auf die Insel, ging zum Priester und bat um Geld, nur fürs Eisen. Für die schweren Gewichte und seine Arbeit brauche er nichts. Er bekam das Geld, und beim Schmied von Bannesdorf entstand die erste Dorfkirchenuhr von Fehmarn. Sein Vater und der Schmied waren

glücklich. Josts Vater konnte bis ins Alter hin Küster bleiben. Der Schmied fand in Jost seinen Nachfolger, der ihm im Handwerk weit überlegen war. Und noch glücklicher war er, dass seine einzige Tochter in Jost einen treuen und guten Mann fand.

Die alte Turmuhr von Bannesdorf ist längst zum alten Eisen geworfen. Aber eines der Steingewichte liegt noch im Turm der Kirche. Und die Turmuhr, die er dann für Landkirchen baute, steht dort in Resten bis heute im hölzernen Glockenturm.

Vor etwa 150 Jahren entdeckte der Lehrer von Bannesdorf einen langen rostigen Nagel in der Südwand und Reste von Strichen am Backstein. Er sagte sich: So wussten sich die Leute also früher zu helfen, als ihnen hier noch keine Stunde schlug. So wussten sie, wann Zeit zum Beten ist. Mit seinen Schülern entwarf er die neue Sonnenuhr, die wir heute sehen und setzte sie an die Stelle des rostigen Nagels von einst. Und damit die Schüler begriffen, wo wir uns hier auf dem Erdball genau befinden, setzte er dazu:

„54° 29' N , 11° 13' O“.

Man muss doch wissen, wo man ist, und wann es Zeit ist, zu tun, was nötig und gut und der Seele hilfreich ist.

Rocco und der König



Es war vor langer Zeit. Die Geschichten mit Jesus waren gerade mal zwei Mal sieben Jahrhunderte her. Rocco lebte auf der Ostseeinsel Femern und graste Tag für Tag auf der Wiese vor der Pfarre des Westerkirchspiels, denn er war ein behäbiger Ochse, der viel Gras brauchte. Schließlich musste er viel arbeiten für seinen Pfarrherrn. Der passte zu ihm, denn er war ein freundlicher, leider etwas zu füllig

geratener Geistlicher, der nicht nur in der Kirche von Petersdorf nebenan sang, sondern das Singen auch bei der Arbeit auf dem Feld nicht lassen mochte. Ihm half der kleine Franz, Kind einer armen Magd aus dem Dorf, die sonst nicht gewusst hätte, wie sie ihren Sohn hätte ernähren können.

Rocco hörte immer gut zu, wie sich der Priester mit dem Knaben unterhielt, stellte sich jedoch, wie es

einem Ochsen gebührt, taub und stumm und dumm. Die beiden redeten neuerdings viel von der großen Politik, den Herren von Holstein und dem König Erik dem Pommern. Die Insulaner wollten lieber zum Holsteiner gehören als zum hochtraben und stolzen Erik mit der Königskrone. Dessen Reich reichte weit, bis in die unendlichen Weiten des kalten Nordens. Er war zudem ein guter Freund des Kaisers im fernen Böhmerland, hieß es. Der König stritt sich mit dem Herrn von Holstein wieder und wieder um Femern, wer da welche Rechte hätte, und wem die Steuern zukommen sollten. Hin und her ging es.

Rocco arbeite und fraß und soff Wasser und schlief, wie er es sein Lebtag schon getan hatte. Es war ein heißer Juli in jenem Jahr. Da geschah eines Tages Seltsames: Die Leute kamen aufgeregte zusammen. Alles, was Beine hatte, versammelte sich an der Kirche, dem umfriedeten Kreis an St. Johannis, um Schutz zu suchen. Sie hatten Angst, das spürte der Ochse Rocco, große Angst. Der Priester rief sie zur Ruhe und sagt mit seiner lauten, wohltönenden Stimme: Erik ist unser König, vom guten Gott eingesetzt, uns zu

beschützen. Fürchtet euch nicht. Lasst uns singen!

Und dann sangen die Menschen vom Westerkirchspiel ein Lied nach dem anderen, die Alten und die Jungen, Frauen und Männer. Sie sangen ihre Furcht weg. Doch dann kamen Soldaten mit ihren in der Sonne blitzenden Schwertern und Lanzen, höhrend und lärmend. Sie mussten viel Bier getrunken haben, so wie sie wankten. Und da sah Rocco auch schon ihren Hauptmann: Sollte das König Erik sein? Hier bei unserer Kirche? Er würde nun wohl Ordnung schaffen.

Der Knabe Franz schlich sich zu seinem lieben Ochsen, der an einer jungen Eibe auf der Wiese angebunden war. An seinem warmen dicken Fell fühlte er sich geborgen.

Der König brüllte: „Ihr untreuen Untertanen! Ich bin euer Herr und nicht die von Holstein! Ihr werdet euren Ungehorsam jetzt büßen müssen, ich habe euch die Richter gleich mitgebracht!“ Sprach's und wies auf die angetrunkene Söldnerschar. Das kleine Völkchen erstarrte in Stille und Angst. Ein Kind weinte auf.

Der Priester wagte zu sagen: „Im Namen Gottes, mein König, wir sind hier doch im geheiligten Asyl

der Kirche St. Johanni, ihr dürft uns nichts tun!“

Da lachte der König und sprach: „Was schert mich der liebe Gott, du Dickwanst. Du schaust ja gerade aus wie der Ochse da drüben auf der Wiese. Und wie er wirst du nun geschlachtet werden, du dummer Dorfpfaffe!“ Die Söldner lachten über diesen groben Witz.

Der Ochse Rocco scharrte mit den Hufen, als wollte er sie am Stein wie ein Messer wetzen.

„Und den Jungen da nehme ich mit mir, ich brauche immer mal Schuhputzer und frische Sklaven!“ tönte der König. „Und wer ist denn das da?“ höhnte er und griff sich aus der Menge ausgerechnet Franzens Mutter. Franz schrie auf.

Rocco knurrte vernehmlich und flüsterte Franz zu: „Bind mich los.“ Franz erstarrte vor Schreck: „Du sprichst wie ein Mensch?“ „Auch wir Tiere sind Gottes Kreaturen, nun mach schon!“ Franz tat, wie ihm geheißen. Der König brüllte gerade: „Ihr Dorfochsen, nun ist euer Ende gekommen!“ und erhob sein Schwert. Er wandte sich seiner Soldateska zu, um ihnen Befehl zu geben. Da schoss der Ochse auf ihn

zu, warf den König um und nahm den ersten besten der Söldner auf die Hörner. Das Volk schrie auf vor Überraschung und Angst, so dass man es bis ans Meer hatte hören können. Doch die Söldner und allen voran König Erik liefen davon, und der Ochse passte auf, dass keiner zurückblieb.

So hatte Rocco, der Pfarramtsochse vom Westerkirchspiel den König von der Insel gejagt, nachdem der schon so viel Unheil auf sie gebracht hatte. Der dumme Ochs und der törichte Esel kennen ihren wahren Herren, hatte schon der Prophet gesagt.

Drei Stunden später trottete Rocco wieder ins Dorf zurück, als wäre nichts gewesen. Er wurde gefeiert wie ein Held. Niemand wagte je, ihn zu schlachten. Der kleine Franz wurde sein persönlicher Betreuer. Geredet hat der Ochse nie wieder. Es war auch nicht nötig. Aber der Stein an der uralten Eibe, von dem er sich an jenem Julitag abgestoßen hatte, zeigt bis heute seinen Huf. Denn was der böse König da hatte tun wollen, sollte das nicht Steine erweichen?

Matthies

und die Glocke zu Bannesdorf auf Femern



Matthies war das Kind einer Magd im Holsteinischen. Noch bevor er die Kraft hatte, etwas in Haus und Hof zu verrichten, musste er es schon tun. Seine Schule war harte Arbeit, die man ihm viel zu früh zumutete. Kaum war er fünfzehn Jahre alt, starb auch noch seine Mutter. Von einem Vater hatte er nie gewusst, Geschwister hatte er

keine, was hielt ihn daheim? So ging er auf die Wanderschaft. Aber das war in jenen Zeiten, die wir heute das späte Mittelalter nennen, keine leichte Sache. Doch überall, wohin er kam, konnte er sich mit harter Arbeit, die er gewohnt war, Brot und Unterkunft verdienen. Einmal klopfte er auch an die Pforten eines Frauenklosters. Dort

konnte man so eine kräftige Hand gerade gut brauchen. Siebenmal am Tag gingen die Frauen in ihre Kirche und sangen ihr Stundengebet.

Wunderbar erklangen ihre Stimmen. Doch Matthies durfte nicht lauschen, er musste arbeiten. Zu gern hätte er die Nonnen näher kennengelernt, mit ihnen gesprochen und von ihnen Lesen und Schreiben erlernt, doch das war ihm untersagt. Dabei war er mit seinen blonden Locken und seinem schönen Gesicht ein angenehmer Bursche. Manchmal gelang es ihm, eines der schönen Gesichter der jungen Nonnen zu erhaschen und begann zu träumen. Er wagte auch, dem alten Gärtner davon zu erzählen, doch der lachte ihn dafür nur aus.

Da geschah eines Tages ein Unglück. Jemand hatte aus der Kirche einen Kelch gestohlen. Das Kloster geriet in Aufruhr und der Verdacht fiel auf Matthies. Der wusste nicht, wie ihm geschah. Alle waren sich sicher und fanden Gründe für den ungerechten Verdacht. Sie holten den jungen Mann aus dem Schlafsaal und stellten ihn als Dieb vor den Priester, der das Kloster betreute.

Der verhörte ihn, aber es brachte nichts. Kein Kelch wurde bei ihm gefunden, auch kein Geld. Doch der Verdacht klebte an Matthies. Zu allem Unglück glaubte auch der Priester nicht seinen Unschuldsbezeugungen.

Die Priorin riet dem Jungen zur Beichte, wenigstens Gott solle er seine Schuld bekennen. Doch es gab nichts zu bekennen. Sie riefen einen jungen Kaplan herbei, bei dem er beichten musste. Matthies vertraute sich ihm aus vollem Herzen an. Da verstand der Kaplan, dass nicht der Junge, sondern Konvent und Priester Schuld auf sich geladen hatten, indem sie einen Unschuldigen so hart und unnachgiebig verdächtigten und in große Gefahr brachten. Da riet er ihm: Matthies, deine Unschuld wirst du nicht beweisen können. Hör zu: Gelobe, als Büsser durch Europa zu pilgern, von einer heiligen Stätte zur nächsten, dann bist du frei und entgehst einer ungerechten Strafe, das Kloster aber wird Ruhe geben. So geschah es.

Sein Gelöbnis wertete das Kloster als Eingeständnis und Matthies war frei. Er bekam ein härenes Büssergewand und machte sich auf

die Reise. Der Junge war durch und durch ehrlich. Was er nun mal gelobt hatte, tat er auch. Drei lange Jahre durchwanderte er Königreich für Königreich und arbeitete und betete. Er bekam die Welt zu sehen, wie kaum ein anderer. Doch Matthies fand keine Ruhe. Wann hatte er seinem Gelübde endlich Genüge getan?

Irgendjemand erzählte ihm, im Norden, hinterm Meer, da gäbe es eine Insel, da stünden wohl hundert Kirchen dicht bei dicht, da müsse man gewesen sein, wolle man Gottes Zorn stillen. Gotland heißt dieses Wundereiland in der Ostsee.

So kam er wieder in seine alte Heimat, ließ das Kloster Reinbeck und dann sein Heimatdorf links liegen und kam auf die Insel Femern, um von dort aus weiter nach Norden überzusetzen. Vor Puttgarden türmten sich die Wellen. Kein Schiff wagte die Überfahrt. Eine ganze Woche verging, die nächste wollte beginnen. Zum Sonntag ging er zur Kirche in Bannesdorf und stellte sich in die Südwestecke, wo Büsser zu stehen pflegten. Da sah er, nein da erblickte ihn ein Frauengesicht. Als Matthies aus der Kirche trat,

hatte sich der Sturm gelegt, aber er wollte nun nicht mehr nach Norden, noch nicht. Irgendetwas ließ ihn zögern. War es der Glockenklang, der an sein Herz rührte? Er sagte sich: Eine Pause wird Gott mir schon noch gewähren. Und dann ging er im Dorf umher, um sich Arbeit zu suchen. Der Gastwirt sagte ihm: Geh zu dem Hof dort drüben, die brauchen einen tüchtigen Arbeiter. Und so klopfte Matthies an die Tür, und eben jene junge Frau empfing ihn, die ihn schon in der Kirche ins Auge gefasst hatte. Ihr Vater war jüngst verstorben und sie brauchte dringend Hilfe. Sie machte ihn nicht zum Knecht, sondern sah ihn an als freien Mann. Sie fragte: Was hat dich reisen lassen? Alle denken, du wärst ein großer Sünder, aber mir fällt es schwer, das zu glauben. Hat dir schon jemand gesagt, dass du ausschaust wie der Heilige Johannes mit deinen langen blonden Locken? Matthies erzählte und erzählte, und die junge Frau glaubte ihm jedes Wort. Er breitete vor ihr einen ganzen Beutel von Pilgerzeichen aus und konnte ihr Abend für Abend Neues erzählen.

Er brachte eine ganze Welt in ihr Bauernhaus in Bannesdorf.

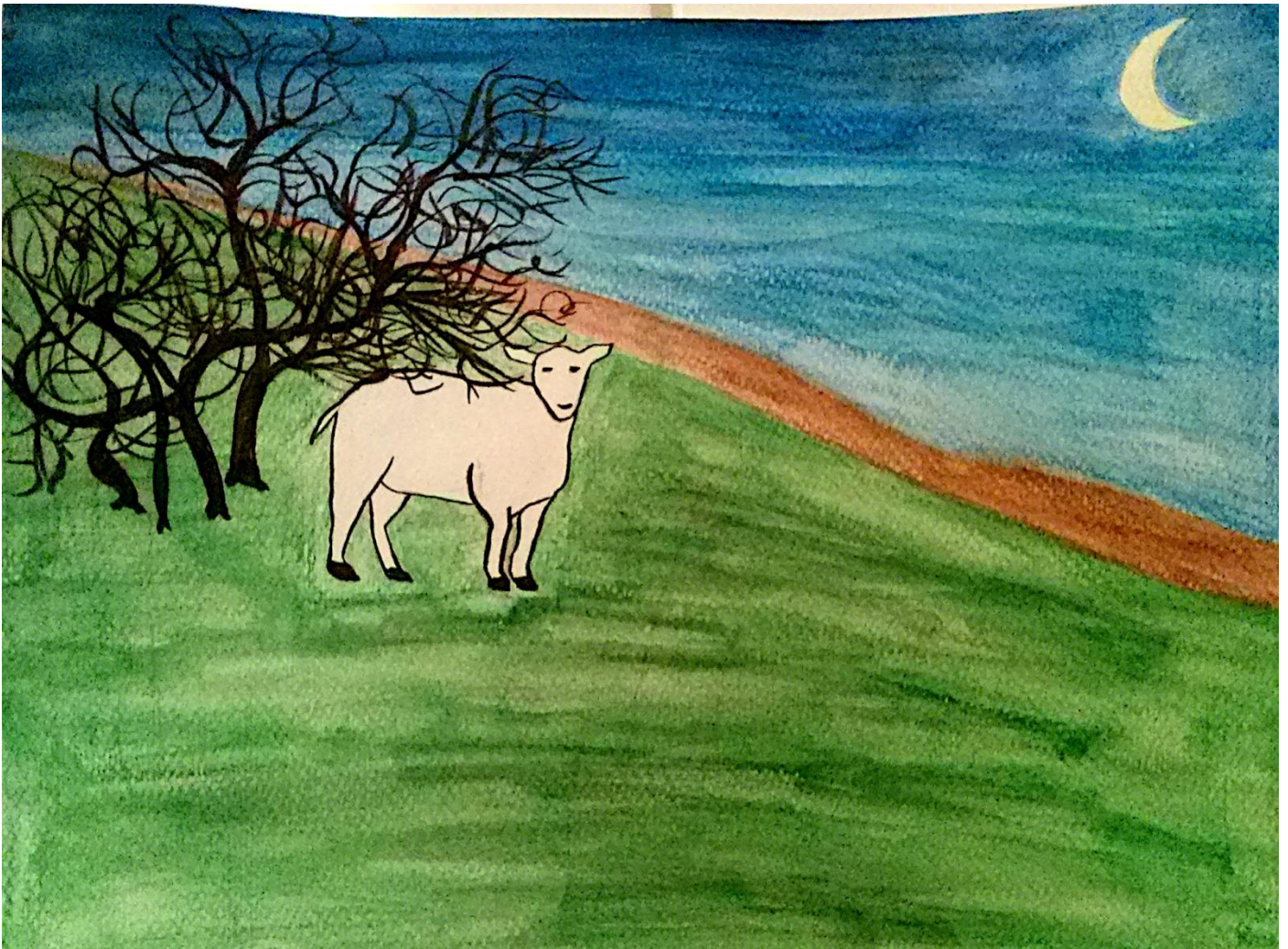
Matthies wurde der neue Bauer des Hofes. Er konnte sich in späteren Jahren gar ein Schiff kaufen, mit dem er Handel trieb und Gewinn auf Gewinn machte. Der Wohlstand des Hofes wuchs, und das war auch nötig, denn die fünf Kinder wollten alle etwas zu erben haben. Dennoch blieb dem altgewordenen Paar mehr als genug übrig.

Als das dritte Enkelkind geboren wurde und seine Frau auf dem Kirchhof beigesetzt werden musste, stiftete Matthies der Kirche zu Bannesdorf eine Glocke. Dazu reiste er nach Lübeck zum Glockengießer Peter Wulf und gab das große Instrument zu Gottes

Lob in Auftrag. Für jedes Kind, das er wie Anna und Christoph nach seinen Pilgerzeichen benannt hatte, sollte das entsprechende Zeichen auf der Glocke zu sehen sein. Und so geschah es. Nur ein Zeichen gehörte nicht zu den Kindern, es war das Zeichen der heiligen Veronika, auf dem der Engel das Tuch hält mit dem Gesicht Christi, denn Veronika hieß Matthies' gute Frau.

Auf der Glocke ist zu lesen: „Diese Glocke hat Meister Peter Wulf gegossen. Zur Ehre des Heiligen Johannes soll sie erklingen und alle Heiligen mit ihnen angerufen werden. Zu jedem Sonntag soll sie läuten, so lange die Erde steht. Im Jahre des Herren 1511.“

Schäfchen zählen



Auf der Insel Fehmarn hatte ein Schäfer einmal hundert Schafe, die trampelten Tag für Tag den Deich fest, damit er bei der nächsten Sturmflut nicht einbrach. Die Herde war auch Lebensunterhalt der Schäferfamilie, und da waren immerhin sieben Kinder satt zu kriegen.

Piet, der Älteste, hatte die Aufgabe, abends die Schäfchen zu zählen. Das war schwierig, denn die Herde

wuselte immer durcheinander. Piet musste oft wieder von vorn beginnen, außerdem wurde er beim Schäfchenzählen immer so müde. Und er hatte ständig Albträume von verlorenen und in Gefahr geratenen Schafen.

Eines Abends waren die Schafe besonders unruhig. Piet wollte das Zählen schon aufgeben. Er bat Schwester Traut, ihm doch zu helfen. Sie zählte und zählte und

kam nur auf 99. Da wurde Piet auf den Schlag hellwach. Ob das Schaf schon gestern verschwunden war, und er hatte sich am letzten Abend erzählt? Ihm wurde heiß vor Schreck. Was sollten sie Vater sagen?

Traut und Piet nahmen sich eine Laterne und machten sich heimlich im Dunkeln auf die Suche. Den ganzen langen Deich gingen sie entlang und versuchten, das Schaf mit Rufen zu locken. Der Schäferhund ging mit ihnen. Der Wind heulte, die Eule schrie. Wellen schlugen geräuschvoll ans Ufer, in der Ferne flackerte schwach das Leuchtturmfeuer. Kein Schaf war zu finden. Traut und Piet suchten ganz Bojendorf ab, vergeblich. Bestimmt würden sie inzwischen schon selbst vermisst, doch sie gaben nicht auf. Dann stolperten sie noch um den großen Fastensee herum. Sie mussten aufpassen, um nicht im Sumpf zu versacken. Waren das dort Irrlichter? Und was waren das für Schatten, die im Dunkel tanzten?

Traut und Piet ließen die Köpfe hängen. Der Hund hatte das schon lange getan. Den Schwanz hatte er zwischen die Beine gesteckt und fürchtete sich. Traurig schlich er mit den Kindern heimwärts. Sie wussten

nicht mehr, wo sie noch suchen sollten. Da endlich hörten sie leises Blöken. Sie hatten das Schaf gefunden! In einem Dornbusch hatte es sich verhakt und kam nicht frei. Traut und Piet jubelten, ihr Hund schlug vor Freude Purzelbäume und bellte wie wild. Glückliche zogen sie heim, das Schafzählen hatte sich gelohnt.

Vater haben sie nie von diesem Abenteuer erzählt, aber immer, wenn Traut und Piet von nun an abends die Schafe zählen gingen, klopfte ihr Vater den beiden auf die Schulter und sagte: Auf euch kann ich mich verlassen, Kinder. Als wenn er doch etwas mitbekommen hätte.

Noch als Piet und Traut ganz alt waren, tummelten sich vor ihren Augen beim Einschlafen Schafe, und sie wollten sie zählen. Nie kamen sie bei der Hundert an, vorher waren sie immer schon eingeschlafen. Aber sie hatten nie mehr schlechte Träume. Es war immer, als wäre das verlorene Schaf bei ihnen und würde alle bösen und schreckenden Gedanken und beängstigenden Traumbilder davonscheuchen. Und das war auch so.

Noch eine Gutenachtgeschichte



Es gibt ja so viele Geschichten auf der Welt, unendliche Wälder in Fantasia bilden sie, und Fabila ging eines Abends geradewegs in sie hinein. Sie setzte ihren Fuß auf einen ausgetretenen Buchenweg im Frühling, als die Amseln sangen und ein Zwitschern anhub, das äußerst einladend wirkte. Eine ganze Nacht ging sie den Pfad entlang, und ein kleines Licht ging vor ihr her, bis an den Morgen. Das Licht dieses sonderbaren Morgens war zwielichtig, es war, als würde die Morgendämmerung noch die

des Abends sein. Sie ging wie rückwärtsgewandt, in sich hinein. Ihr Vorhaben war ungewöhnlich. Sie wollte sich verlieren. Ihr Ziel war, keines zu haben. Wer nur hatte ihr das geraten?

So schritt nun Fabila mutig aus unterm breiten Dach der Buchen. An den Seiten leuchteten Buschwindröschen, als erzählten sie von dem unlängst getauten Schnee. Es war seltsam warm und frisch zugleich, und es lockte sie, ein Lied anzustimmen, aber in diesem Wald hört man nur und

singt nicht selbst. Es singt nur in einem und um einen herum. Da meinte sie, ein Tier im Dickicht zu erblicken. Braun war es wie ein Reh, doch es ließ sich nicht mit den Augen einfangen. Fabila kamen Worte in den Sinn: verschwunden, verschlungen. Kaum waren die Worte in ihr aufgeleuchtet, war es vorbei mit dem ausgetretenen Weg. Gleich drei Wildpfade taten sich ihr jetzt auf, einer gewundener als der andere. Sie begriff, dass es hier nicht ohne Gefahr war, sich auf Worte einzulassen, denn die führen hier ihr Eigenleben höchst spontaner Art. Fabila wählte den Pfad links, sie musste sich beugen und klein sein wie ein Reh, um der Spur zu folgen. Da erblickte sie an einer Abzweigung zur Rechten im Unterholz ein verwittertes Schild mit einem Pfeil: Trümmstedt. Sie kannte diesen Ort nur zu gut. Dort führen Straßenbahnen halbsbrecherisch an Steinbrüchen entlang und in Häuserschluchten hinein, eine Wohnung ging in die andere über und man fand dort nie wieder heraus, konnte keine Tickets bezahlen und geriet in sonst welche Schwierigkeit. Nein, Fabila folgte dem Schild nicht und gelangte stattdessen auf eine

schöne Lichtung. Dort flatterten handtellergroße Schmetterlinge umher. Sie tanzten vor ihren Augen und wechselten ihre Farben mit jeder Pirouette. Schon meinte Fabila, selbst auch fliegen zu können, aber es gelang ihr nicht, nicht jetzt schon. Es war ihr noch nicht leicht genug.

Ein wunderbares Haus erwartete Fabila inmitten der Lichtung. Die Tür öffnete sich ihr wie von selbst und schon stand sie in einer Küche und wusste, nun gilt es zu kochen. Nicht dass sie Hunger gehabt hätte, aber da waren so viele Gerüche und köstliche Zutaten! Und schon stand jemand neben ihr und noch jemand kam. Sie wollten offenbar mit ihr in der Geschichte weitermachen, doch da trat Fabila lieber den Rückzug an und stahl sich aus einer Hintertür. Hier wurde ihr der Wald dunkel, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand. Wege waren nicht vorhanden, Fabila stieg über Stock und Stein. Kaum hatte sie diesen Ausdruck gedacht, musste sie auch schon klettern und der Berg wurde vor ihren Augen immer höher und schroffer. Müde, wie sie war, machte sie Pause und schlummerte ein wenig ein.

Als sie erwachte, befand sie sich am Ufer der großen See. Sie spürte mehr, als dass sie es hörte, wie hinter dem Deich Wellen gegen das Ufer schlugen mit der Regelmäßigkeit des Tickens einer großen Uhr. Möwen flogen am hohen Himmel, segelten Figuren: Kreise, Achten, drehten wilde Pirouetten im zunehmenden Wind. Fabila, der guten Seele, schlug das Herz. Die Ahnung reichte hin. Als sie über den Deich schaute, bauten sich die Wellen höher und höher auf, und schon brach der Deich und Fabila stürzte mit den Wasserfluten hinab in die Tiefe. Alles wurde mitgerissen und erschreckt und voller Angst erwachte Fabila.

Nun war es wieder still. Um sie herum breitete sich Schweigen aus wie Licht in einem verborgenen Raum. Nur, dass dieser Raum weit wie die Welt war. In einem Nu wurde heller Tag. Wohin wollte sie nochmal? Ach, ja, nirgendwohin. Doch wie gelangt man dahin? Hier zeigte sich ihr wieder mal ein schöner Weg. Sie nahm ihren kleinen Rucksack auf und ging. Unterwegs traf sie alle möglichen Leute, einer war netter als der andere. Fabila geriet mehr und

mehr ins Träumen. Und da war sie wieder ganz mit sich allein. Sie sah sich selbst auf gewundenem Pfad dahinschlendern. Allmählich nahm das Licht ab, die Sonne sank vor ihren Augen in die Baumkronen wie ein großer roter Luftballon, dem allmählich die Luft ausgeht. So gelangte sie hinter den Chor einer kleinen Feldsteinkirche. Im Osten ging die Sonne unter.

Fabila überfiel dunkle Müdigkeit. Da krochen aus dem dunkler werdenden Dickicht Wesen, wuchernde Ungebilde, ihr allzu schrecklich bekannt. Nun konnte Fabila fliegen. Sie flog einfach darüber hinweg. Und weiter ging der Weg, nun wieder in einen tiefen Wald hinein. Jetzt ging sie wie auf Sammetpfoten. Neben ihr plätscherte ein klarer Bach. Schritt für Schritt entschwanden Fabila Worte und Bilder, oder entschwand sie den Bildern? Ganz und gar dunkel wurde es. Sie wiegte sich in einer Matte aus Moos, bis sie sich selbst ganz grün und weich anfühlte.

Da kam ein Vogel geflogen, zupfte an ihr herum und zwitscherte sie wach. Und eine ganz andere Geschichte begann.

Fehmarn

Von allen Seiten rollen und schlagen Wellen an die Insel Fehmarn. Mal ist es, als trauten sie sich kaum, das Ufer zu berühren, dann wieder stürmen sie auf das Land ein. So viel Wasser, Milliarden von Wassertropfen, ein Bild der Unendlichkeit, grandioser Weite und einer Macht und Gewalt, über die niemand von uns verfügt.

Und dann lachen die Kinder, springen in die Fluten und lernen, sich von eben diesem gefährlichen Wasser tragen zu lassen und schwimmen munter umher.

Kitesurfer lassen sich vom Wind jagen und in die Luft heben, drehen und jagen von neuem los.

Die Farbe des Meeres ist die des Himmels, denn der spiegelt sich auf den Wellen. So sucht auch Gott, sich in unseren Seelen wiederzuerkennen. Findet er darin die Liebe, aus der er mich erschaffen hat? Weiß mein Lebensboot den Weg in den Hafen des Himmlischen Jerusalems zu finden?

Vor Jahrhunderten kamen viele Pilger von Norden her und wanderten von Puttgarden bis an den Südstrand der Insel, um weiter überzusetzen zu den großen Pilgerstätten in Heiligengrabe oder Köln, wo die Drei Könige friedlich

miteinander in ihrem goldenem Schrein ruhen.

Wochen oder Monate wanderten die Pilger in der Zeit, die wir das Mittelalter nennen, und kamen, von neuen Erfahrungen erfüllt, wieder zurück an den Strand von Puttgarden und hofften auf günstiges Wetter für die nächste Überfahrt.

Ihre Gebete wohnen bis heute in unseren Kirchen. Sie sind den Mauersteinen eingeschrieben wie die Zeiten in unsere Erde.

Gottes Geist ist nicht Schall und Rauch. Er kommt aus Gottes Mund und will wieder zurück in sein Herz, und nimmt uns dabei mit, so wie die Wellen ein Stück Holz, das sich darauf treiben lässt. Wohin? Dorthin, wo die Sonne untergeht. Und dorthin, wo sie wieder von neuem erscheint, im Osten überm Meer. Dahin schauen unsere alten Kirchen.

